

St. Nicolaiheim
Sundsacker e.V.



Magazin für
Mitarbeiter, Kunden,
Partner & Interessierte

2.14

ZEIT FENSTER

SPORT

St. Nicolaiheim siegt
beim härtesten Ruder-
rennen der Welt

SPORT

Deutschland spielte
in Süderbrarup gegen
die USA

AUS DEM VEREIN

»Du bestimmst mit.« –
Landesjugendkongress
2014

AUS DEM VEREIN

Einweihung
in Süderbrarup

KULTUR

Vom »Krüppel« zum
Mitbürger. Über den
Umgang mit Menschen
mit Behinderung im
Laufe der Geschichte

TITELTHEMA

MENSCHEN.

Ich bin ich!



Inhalt

KONTAKT

St. Nicolaiheim Sundsacker e.V.
Redaktion Zeitfenster
 Mehbydiek 23
 24376 Kappeln
 www.st-nicolaiheim.de

Post an das Redaktionsteam:
zeitfenster@st-nicolaiheim.de

IMPRESSUM

Ausgabe 2.14
 Erscheinungsdatum: 11/2014

Herausgeber:
 St. Nicolaiheim Sundsacker e.V.

Verantwortlich im Sinne des
 Presserechts: Stefan Lenz

REDAKTION

Miriam Stracke | SB-Bereich
 Claudia Lamarti | Bereichsleitung
 Stefan Lenz | Geschäftsführung
 Marco Bastek | Jugendhilfe
 Nadine Rothschuh | Werkstatt
 Hartwig Neigenfind | Wohnheime
 Marta M. Haase | Verwaltung

TITELBILD

& weitere Portraitaufnahmen:
 Randy Kablau | Fotografie mit
 Herz, Kappeln

GESTALTUNG

Lenka Hansen | Kennzeichen –
 Büro für Gestaltung, Kappeln

EDITORIAL

»Ich bin ich!«
 Oder: Wie leben wir den
 Gedanken der Inklusion? → 3

AUS DEM VEREIN

Einweihungsfeier
 in Süderbrarup → 11

TITELTHEMA

MENSCHEN.

Ich bin ich!

→ 4

POLITIK + RECHT

»Du bestimmst mit.« –
 Landesjugendkongress 2014 → 14

FACHARTIKEL
 ZUM TITELTHEMA

Das ist ja ein Ding. –
 Ganz schön persönlich. → 4

MENSCHEN. *Ich bin ich!*

Die Bilder → 6

SPORT

St. Nicolaiheim siegt beim
 härtesten Ruderrennen
 der Welt → 17

SPORT

Deutschland spielt in Süder-
 brarup gegen die USA → 20

TITELTHEMA

MENSCHEN. *Ich bin ich!*
 Das Projekt → 23

KULTUR

Vom »Krüppel« zum Mitbürger.
 Über den Umgang mit Menschen
 mit Behinderung im Laufe der
 Geschichte → 7

Ich bin ich!

Oder: Wie leben wir den Gedanken der Inklusion?

Es war einmal ein buntes Tier. Das ging durch die Welt und traf dabei viele andere Tiere. Immer wenn es eines traf, fragte es dieses, ob es auch so ein Tier sei wie es selbst. Es gab viele Gemeinsamkeiten, aber auch zahlreiche Unterschiede. Dabei war es egal, ob es sich um Tiere handelte, die auf dem Boden, zu Wasser oder in der Luft lebten. Kein Tier war so wie das kleine bunte Tier und kein Tier konnte ihm sagen, wer es war.

Diese, hier sehr verkürzt zusammengefasste, Geschichte eines Bilderbuches erzählt von dem Sich-selbst-Finden und Entdecken. Da es sich um ein Kinderbuch handelt, endet die Geschichte gut: Nachdem das bunte Tier schon fast verzweifelt war, dass es zu keiner Tierart gehörte, stellte es ganz selbstbewusst fest: »Ich bin ich!«.

Für uns Staatsbürger der Bundesrepublik Deutschland gilt das Grundgesetz von 1949 mit seinen nachträglichen Änderungen. Dort sind in Artikel 1 bis 19 die Grundrechte der Bürger verbindlich geregelt. Einer der wichtigsten Artikel ist der Artikel 3 zur Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, unabhängig von Geschlecht, Konstitution, Glaube und ...

Der Satz »Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden«, der in den Absatz 3 in den 1990er Jahren neu aufgenommen wurde, wurde damals

sehr kontrovers diskutiert, da im alten Artikel 3 alle Menschen erwähnt waren. **Neben dem** Grundgesetz der Bundesrepublik gibt es noch die »Konvention zum Schutz der Menschenrechte und Grundfreiheiten« in der Europäischen Gemeinschaft sowie die UN-Menschenrechtskonvention.

Alle diese Gesetze sollen für das gleichberechtigte Leben aller Menschen in ihrer jeweiligen Gemeinschaft sorgen und das unabhängig von ihrer Unterschiedlichkeit. Alles Gesetze zum Schutz des Einzelnen mit dem Grundgedanken der Gleichheit vor dem Gesetz und im Leben. **Und nun** noch die Inklusion. Alle Kinder sollen in die gleiche Schule gehen und dort gemeinsam lernen.

Wie sieht die Wirklichkeit aus? – Viele Schulen können heute immer noch nicht Kinder mit körperlichen Beeinträchtigungen beschulen, da sie nicht barrierefrei sind. Hinzu kommt, dass ein großer Teil der Lehrer nicht ausgebildet ist, pädagogisch auf Benachteiligungen reagieren zu können.

Schon in der UN-Behindertenrechtskonvention wird die Vielfalt der Möglichkeiten gefordert und es werden nicht generell Sondereinrichtungen negiert.

In Deutschland hat jeder Bürger das Recht auf die Teilnahme an freien politischen Wahlen, auf freie Arztwahl,



Schutz vor Gewalt und auf mündliche und schriftliche Informationen von Behörden in verständlicher Sprache.

Ist das heute schon für Menschen mit Benachteiligung umgesetzt? – Die Wirklichkeit sieht anders aus, denn es gibt überall noch physische Barrieren und leider auch genug Barrieren in den Köpfen. **Vielleicht sollten** wir einfach den Menschen in seiner Vielfalt akzeptieren. Denn »Ich bin ich«, ist das nicht eine wunderschöne Sache?

Genießen Sie beim Lesen dieser Zeitung einfach die Portraits der Menschen. So vielfältig wie die Gesichter sind, so vielfältig sind die Lebensgeschichten der Einzelnen.

Ihnen gesegnete Weihnachten und ein friedvolles Jahr 2015.

Ihr Stefan Lenz

Wir haben uns mit Blick auf einen angenehmeren Lesefluss dazu entschieden, die geschlechtsspezifischen Differenzierungen nicht im Einzelnen auszusprechen, sondern in den meisten Fällen die allgemein übliche Form zu wählen.

Das ist ja ein Ding! – Ganz schön persönlich.



Nicht ohne mein Schnuffeltuch, meinen die einen; nicht ohne mein Auto, demonstrieren und empfinden vielleicht die anderen. Und so kommen auch viele unserer Nicolaiheim-Bewohner – mal gut und mal schlecht gelaunt – jeden Tag aufs Neue in die Kappeler Werkstätten und bringen unter Umständen etwas Außergewöhnliches mit zu ihrer Arbeit.

Es ist unmöglich, die jeweilige Bedeutung, die derartige und auch noch ganz andere Gegenstände für jemanden haben können, auf den ersten Blick zu verstehen. Die Zwecke, die der persönliche Gegenstand für jemanden erfüllt, werden von seiner persönlichen Bedürfnislage, seiner Biographie, von der Beschaffenheit des Ausgewählten und darüber hinaus auch von den unterschiedlichen kulturellen Bedingungen beeinflusst.

Wer kennt ihn nicht, diesen innigen und individuellen Bezug zu einem ganz persönlichen Gegenstand. Oder versuchen Sie doch mal, sich zu dem Kampf durchzuringen und ein kleines Kind wenigstens für einen kurzen Moment von seinem geliebten Kuscheltier zu trennen, um vermutlich beide vor Flöhen, unangenehmen Gerüchen etc. zu bewahren. **Diese enge** Bindung hat auch entwicklungspsychologisch einen gut nachvollziehbaren Sinn. Viele Kinder greifen auf Stofftiere, ein Tuch o. Ä. zur Beruhigung zurück, wenn sie sich alleingelassen oder einsam fühlen. Diese Trost-Objekte müssen vom Gefühl des Kindes her in bestimmten Phasen ständig verfügbar sein, haben meist einen rezeptiv-sinnlichen Reiz und dürfen sich möglichst weder bezüglich des Aussehens noch was den Geruch betrifft verändern. Solche Gegenstände nennen wir vor allem in Bezugnahme auf den englischen Kin-

derarzt D. W. Winnicott ⁽¹⁾ »Übergangsobjekte«. Die Theorie der Objektbeziehungen stellt neben den sogenannten »selbstpsychologischen Ansätzen« eine der Strömungen dar, die sich im Anschluss an die klassische Psychoanalyse – mit ihrem triebtheoretischen Blickwinkel – entwickelt haben. Und im Zusammenhang mit dem angesprochenen Thema decken sich die psychoanalytischen Konzepte weitgehend mit den Ergebnissen der Verhaltensforschung und der Verhaltenstherapie. Die hier vorgestellten Übergangsobjekte übernehmen im Prozess der Trennung des Kleinkindes von seiner Mutter oder von seiner primären Bezugsperson eine spezifische Funktion beim Gewinnen und sich Erarbeiten von mehr Eigenständigkeit. Zu Beginn seines Lebens erlebt ein Kleinkind eine Phase, in der es sich mit seiner Mutter weitgehend als eine Einheit erlebt; bildlich und psychoanalytisch gesprochen nimmt das Kind die nährenden Brust in dieser Zeit noch nicht als etwas von sich Getrenntes wahr – die Mutter ist sozusagen anfangs ein Objekt zur bedingungslosen Erfüllung der kindlichen Wünsche. Erst mit der Zeit lernt der Säugling, die Mutter als ein von sich unabhängiges, äußeres Objekt zu erkennen und nimmt etwas zu Hilfe, um die notwendige Trennung zu überbrücken. Anfangs ist das Kind psychisch noch zu schwach, um alleine mit der Realität,

die ja immer wieder Versagungen und Frustration bedeutet, klarzukommen. Und es besteht bei uns allen eine starke Sehnsucht danach, durch eine stabile Beziehung zu einem Objekt ein Gefühl der Sicherheit zu bewahren. »Übergangsobjekte« sind bekannten Definitionen nach für das Kind der erste, nicht zum Selbst gehörende Besitz und begleiten den Heranwachsenden auf dem Weg beim Verinnerlichen und darüber hinaus zusätzlich beim Weiterentwickeln angedeuteter mütterlicher Funktionen. Im Grunde wird die Illusion eines anwesenden Objektes hergestellt. Gleichzeitig wird der Handlungs- und Denkraum des Kindes dadurch enorm vergrößert, es hat nun eine konstruktive Beziehung zur »symbolischen Mutter«. Hiermit ist eine Art Zwischenbereich zwischen dem Subjektiven und dem, was objektiv wahrgenommen wird, gemeint. Es geht dabei um eine Verknüpfung zwischen innerer und äußerer Realität, zwischen Phantasie und Wirklichkeit.

Die Theorie vom »Übergangsobjekt« setzt also die Begegnung mit anderen als Grundlage für ein Gefühl vom eigenen Selbst voraus. Somit spricht Winnicott von einem Konzept eines potenziellen Bereichs oder Übergangsraumes, der etwas Drittes bezeichnet, das zwischen Innen- und Außenwelt vermittelt. Er nennt es eine Sphäre, in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten. Dieser Bereich ist sowohl im Rahmen einer Therapie als auch im alltäglichen Umgang von immenser Bedeutung. Altersabhängig sind deutliche Veränderungen im Umgang mit und zuerst einmal bei der Wahl von persönlichen Gegenständen zu beobachten. Man könnte den Begriff »Übergangsobjekt« nun also auf spätere Lebensphasen ausdehnen oder – i. S. v. breiter definiert –

Begriffe wie »persönliche Objekte« dafür verwenden.

Typische, sich zur Personifizierung eignende Objekte sind im weiteren Verlauf während der Adoleszenz, die entwicklungsbedingt von Ängsten und Hemmungen begleitet ist, beispielsweise Tiere oder auch Tagebücher, mit denen ein Sich-Ausprobieren stattfinden kann. In dieser Zeit des Umbruchs sichern persönliche Dinge dem Jugendlichen auch eine gewisse, für ihn ansonsten eher schwer zu findende Kontinuität. Die gewählten Objektarten werden auch unter dem Aspekt des Geschlechtsunterschieds vielfältiger; ebenso können alltägliche Gebrauchsgegenstände zu persönlichen Objekten werden. Zunächst geht es noch um eher weiche, handliche Stofftiere und Ähnliches. Später schlagen sich in der Wahl eigene Interessen und Stile sowie eine ästhetische Komponente nieder. Entsprechend der Entwicklungsphasen geht es bei einem heranwachsenden Jungen eventuell darum, seinen persönlichen Gegenstand aus dem Bereich Sport zu beherrschen; und im Vergleich dazu könnte es einer weiblichen Vorschülerin wichtig sein, ihrer Puppe gegenüber eine Erwachsenenrolle einzunehmen und sie zärtlich oder auch routiniert zu versorgen. Die (psychosexuellen) Reifephasen betrachtend kommt später eine symbolische Dimension hinzu, und die Dinge beginnen der Selbstdarstellung zu dienen. Schließlich können sie sogar andeutend für eine angestrebte Zukunft stehen. Möglicherweise treten religiöse oder künstlerische Aspekte zu dieser Zeit an die erste Stelle. Wenn der Mensch nach und nach reif ist, die harte und leidvolle Realität auszuhalten, verlieren diese Vermittler an Bedeutung. Auf personalisierte persönliche Objekte greifen aber auch Erwachsene beispielsweise dann erneut bzw. forciert zurück, wenn innere oder äußere Umstände einengen oder den gewünschten zwischenmensch-

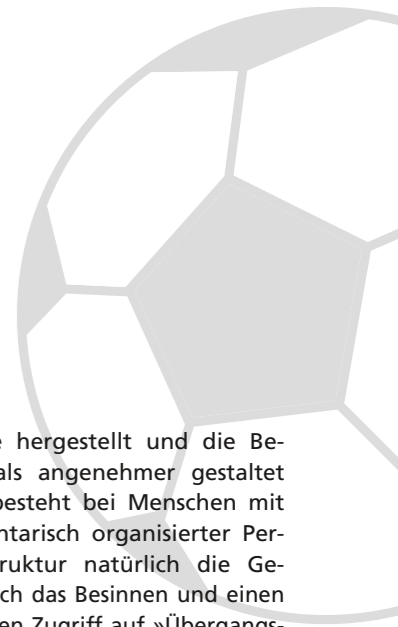
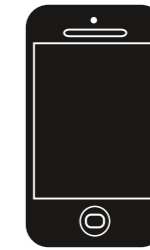
lichen Beziehungen im Weg stehen, bei existenzieller Beunruhigung und im Fall von Traumatisierungen jeglicher Art. Im Allgemeinen übernehmen diese Objekte hilfreiche Funktionen in Ergänzung zu aktuellen sozialen Kontakten, solange sie diese nicht ersetzen. Winnicott beschränkte den Begriff auf eine spezifische Entwicklungsphase, in der die Personenrepräsentanzen (also die jeweiligen Beziehungsabbilder, die wir uns während des sozialen Lernvorgangs einprägen) entwickelt werden und noch der Stützung bedürfen, bis die Vorstellung von anderen und die Aufgaben, die sie erfüllen, stabil verinnerlicht sind. Solche Objekte, wozu auch Gegenstände mit der Funktion magisch-symbolischer Stärkung gezählt werden können – bekannt auch als Talisman ⁽²⁾, ermöglichen oder erleichtern die Schaffung und Aufrechterhaltung eines Spielraumes, der für das Individuum einen besonders gefügigen Realitätsausschnitt darstellt. Daher können sie die Person emotional stabilisieren und eine Art schützender Rückzug von der fordernden und möglicherweise überflutenden Umwelt erreicht werden. Zum einen bieten die besagten Gegenstände auf die beschriebene Art Vertrautheit und Sicherheit, die quasi immer verfügbar ist, zum anderen dienen sie der Identitätssicherung und verbinden zudem noch mit anderen Menschen. Außerdem fördern sie Erinnerungsprozesse. **Für Menschen** mit kognitiven Beeinträchtigungen oder diagnostizierter geistiger Behinderung stellt es nun noch eine andere Herausforderung dar, mit sich und der Umwelt in Kontakt zu gehen und es in befriedigender Form zu bleiben. Wenn Schwierigkeiten bezüglich der Herstellung einer solchen Beziehung vorliegen, werden umso eher Übergangsobjekte als Verbindung oder zur Vermittlung – und zwar nicht nur zeitlich begrenzt – benötigt. So können Ängste abgewehrt, ein Gefühl große-

rer Kontrolle hergestellt und die Befindlichkeit als angenehmer gestaltet werden. Es besteht bei Menschen mit eher fragmentarisch organisierter Persönlichkeitsstruktur natürlich die Gefahr, dass durch das Besinnen und einen hauptsächlich Zugriff auf »Übergangsobjekte« im weitesten Sinn die Grenzen zwischen der Person und der Realität unklar werden. Daher sollten diese hilfreichen und geschätzten Begleiter keinen Ausschließlichkeitscharakter annehmen und nicht den Tagesablauf bestimmen.

Abschließend erfolgt der Klarheit halber noch eine kurze Abgrenzung von Utensilien, auf die insbesondere Menschen mit Erkrankungen aus dem autistischen Formenkreis, begleitet von schwerwiegenden Beziehungsstörungen, häufig und in ritualisierter Weise zurückgreifen.

Diese Gegenstände sind oftmals von harter Beschaffenheit, eventuell technisch fein gebaut, vergleichsweise austauschbarer und werden von Menschen mit autistischen Entwicklungsbeeinträchtigungen meist in repetitiv-monotoner Weise verwendet, teilweise um sich offensichtlich von der Umgebung abzulenken; hierbei findet ein deutlicher und andauernder oder zunehmender Entfremdungsprozess statt. Durch diese Handlungen vergewissert sich die/derjenige selbstzentriert seiner Grenzen. Der Umgang mit Übergangsobjekten ist hingegen offen und kreativ.

Also dann, auf dass wir alle so etwas für uns finden und bewahren mögen! Doch Vorsicht: Sobald wir beginnen, über unsere Haltung solchen Dingen gegenüber nachzudenken, verändert sich natürlich unser Kontakt mit ihnen. Dies sollte man neben vielem Weiteren berücksichtigen, um für eine optimierte Gestaltung des eigenen Lebens und auch der Welt unserer Mitmenschen sorgen zu können. ■



⁽¹⁾ Winnicott, Donald W. (1974): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. / (1971): Vom Spiel zur Kreativität.

⁽²⁾ Habermas, Tilman (1996): Geliebte Objekte: Symbole und Instrumente der Identitätsbildung.



BERND – »BERNIE«

1936 1975
594 v. Chr. 1843
451 v. Chr. 2010

Vom »Krüppel« zum Mitbürger

Über den Umgang mit Menschen mit Behinderung im Laufe der Geschichte

Geschichtsbücher berichten von Königen und Kaisern, Päpsten und Diktatoren, von Kriegen und Revolutionen, von Mächtigen und Herrschern, vom Untergang berühmter Familien und dem Entstehen neuer Dynastien, von Ideen und Gedankengebäuden, von alten Gesetzen und neuen Ideologien. Nur von Rollstuhlfahrern liest man dort kein Wort, keine einzige Zeile über Menschen mit geistiger Behinderung, kein Kapitel über psychisch Kranke. Menschen mit Behinderung am Rand der Gesellschaft kommen in der Geschichtsschreibung kaum vor.

Aber wie haben sie früher gelebt? Wie wurden sie behandelt? Wie ging man mit ihnen um? Inklusion, Normalitätsprinzip, Selbstbestimmung, individuelle Hilfeeinrichtungen, Mitwirkungspflicht und anderes mehr sind uns geläufige Stichworte aus unserem gegenwärtigen Alltag. Aber wie war das in der Vergangenheit?

Eine gründliche und systematische Darstellung der Geschichte von Menschen mit Behinderungen würde viele dicke Bände füllen. Der vorliegende Artikel will darum nur blitzlichtartig eine Handvoll Splitter in verschiedenen Farben aus mehreren Kontinenten und Jahrhunderten wie ein Kaleidoskop über den Leser ausstreuen.

Peking, China, 2010

Viele Chinesen sind Buddhisten und glauben auch heute noch, dass ein Kind mit einer Behinderung eine Strafe für ihr Fehlverhalten in einem früheren Leben ist. Vor allem in den ländlichen Gebieten, in denen zwei Drittel der chinesischen Bevölkerung leben, werden die meisten Menschen mit Handicap schon als Säug-

ling von ihren Eltern vor Waisenhäusern ausgesetzt.

Obwohl China die UN-Behindertenrechtskonvention unterzeichnet hat und es in den Städten erste Einrichtungen für Rehabilitationsmaßnahmen gibt, lebt die fast ausschließliche Mehrzahl von der Menschen mit Behinderung in Armenhäusern ohne Arbeit und Beschäftigung.

Rom, Römisches Reich, 451 v. Chr.

Im antiken Rom konnte eine Behinderung Glück oder Unglück bedeuten. Die Einschränkung wurde als Strafe der Götter verstanden: Manche wurden von ihren Familien unterstützt, andere mussten betteln. Einige wurden vor den Städten ausgesetzt oder gar getötet. Mit unehelichen Kindern und Mädchen wurde auf die gleiche Weise verfahren. Dies war möglich, weil der Familienvater die uneingeschränkte Verfügungsgewalt über seine Kinder hatte. Im ersten schriftlichen Rechtskodex des römischen Reiches, den »Zwölftafelge-

setzen«, wurde die Tötung von Kindern mit Behinderung ausdrücklich empfohlen, aber nie vollständig umgesetzt. Gern wurden Menschen mit einer geistigen oder körperlichen Behinderung indes als Haus- und Hofnarren beziehungsweise Sklaven benutzt.

Freising, Königreich Bayern, 1843

Im beginnenden 19. Jahrhundert bemühte man sich darum, Menschen mit Behinderung durch Arbeit in die Gesellschaft zu integrieren. Sie sollten nicht nur Empfänger von Almosen sein, sondern selbst an ihrem Unterhalt mitwirken. Im Blindeninstitut Freising wurden darum folgende Handfertigkeiten gelehrt und ausgeübt: Stricken, Herstellen von Netzen, Spinnen von Flachs sowie Hanf, Fransenmachen, Bandweben, Papparbeiten, Seilerarbeiten, Korbflechten, Schuhmachen, Tischlerarbeiten, Drechslerei, Böttcherei. »Das führt auf den Weg, den Blinden durch zweckmäßige Mittel zu einem verständigen und brauchbaren Menschen zu erziehen und ihn dadurch weniger unglücklich, den Seinen weniger lästig zu machen«, heißt es in der Ordnung des Institutes.

Athen, Griechenland, 594 v. Chr.

Solon als Gesetzgeber formulierte schriftlich die Gleichheit aller Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft. Ausgenommen waren Behinderte und »Missgestalten«, da diese auch für den niedrigsten Kriegsdienst nicht verwendbar waren. Sie waren nicht »nützlich« und durften darum nicht am politischen und wirtschaftlichen Leben teilhaben. So sah es auch der berühmte Philosoph Plato. Die Tötung von Säuglingen mit Fehlbildungen wurde darum dringend empfohlen. ...→ Seite 8



... →

Bonn, Bundesrepublik Deutschland, 1975

Erwerbsunfähige Mitarbeiter in Behindertenwerkstätten werden in das gesetzliche Sozialversicherungssystem aufgenommen und sind seitdem erstmals kranken- und rentenversichert. Ihre medizinische Versorgung und ihr Lebensunterhalt im Alter werden somit nicht mehr als »Almosen« verstanden, sondern als Versicherungsleistung, auf die ein Rechtsanspruch besteht.

Ur, Ägypten, 1200 v. Chr.

Da das Herz als Zentrum des Verstandes und der Gefühle galt, wurden Menschen mit geistigen Behinderungen für »herzlos« gehalten. Dennoch setzten die Ägypter sie für einfache Arbeiten wie dem Hüten und Füttern von Vieh sowie für Wachdienste am Tor ein. Später erwiesen sich Sklaven aber als billiger. In der Lehre des Amenemope findet sich aber auch ein Hinweis gegen Diskriminierung: »Lache nicht über einen Blinden und verhöhne nicht den Zwerge und schädige nicht den Zustand eines Lahmen. Verhöhne nicht einen Mann, der in der Hand Gottes ist und sei nicht grimmig gegen ihn, wenn er fällt.«

Israel, 25 n. Christi Geburt

Jesus Christus wertet Arme, Gefangene, Behinderte und Kranke in unglaublicher Weise auf. Ein geduldiger Umgang mit ihnen, tatkräftige Hilfe und empathisches Verständnis werden integraler Bestandteil des christlichen Glaubens. »Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.« (Matthäus 25, 40)

Menschen mit Handicap werden Gott damit beinahe gleichgestellt: Wer an ihnen Gutes tut, handelt Gott gegenüber richtig. Seitdem sieht die Kirche in jedem

alten, kranken oder schutzlosen Menschen immer Gott selbst. Wer in die bittenden, weinenden oder zornigen Augen von Epileptikern, Psychopathen, Bettlägerigen oder Dementen schaut, sieht Jesus Christus.

Wer ihnen hilft, handelt an Gott selbst. Das richtige Verhältnis zu Gott wird erkennbar am guten Umgang mit den Ausgegrenzten und Aussortierten.

Deutschland, 1914-1917

Aufgrund der wirtschaftlichen Not und der schlechten Ernährungslage während des ersten Weltkrieges stieg die Sterblichkeit in Anstalten für Menschen mit Behinderung um 200%.

Birr, Aargau, Schweiz, 1777/1778

Johann Heinrich Pestalozzi bemühte sich um die Erziehung zweier Kinder mit geistiger Behinderung und stellte fest: »daß auch Kinder von äußerstem Blödsinn, die durch gewohnte Härte dem Tollhaus aufgeopfert werden, durch liebevolle Leitung zu einem ihrer Schwachheit angemessenen, einfachen Verdienst vom Elend eines eingesperrten Lebens gerettet und zur Gewinnung ihres Unterhalts und zum Genuß eines freien und ungehemmten Lebens geführt werden können.« Pestalozzi war der Meinung, dass Menschen mit Behinderung durch einen liebevollen Umgang ein weitgehend selbstbestimmtes Leben führen können.

Berlin, 1936

Der deutsche Reichstag erlässt das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses«. Der deutsche Staat vollzieht damit gewaltsam Maßnahmen der »Rassenhygiene«, um Behinderte und Kranke als »Schädlinge der Gesellschaft« auszurotten. Die katholische Kirche lehnte

dieses Gesetz kategorisch ab, während die evangelische Kirche die Maßnahmen ausdrücklich begrüßte: 400.000 Menschen wurden zwangssterilisiert, mindestens 100.000 ermordet.

1941 verbot Hitler den Mord an Menschen mit Behinderung wegen des starken Protests der Kirchen, von Eltern und Heimleitern. Die Tötungen wurden dennoch fortgesetzt.

Europa, etwa ab 500 n. Chr. bis etwa 1700

Die breite Masse der christlich geprägten Großfamilien in allen europäischen Ländern haben ihren dementen Großvater, die wahnhaftige Tante oder das geistig behinderte Kind selbstverständlich in das Familiensystem integriert und fast ausnahmslos aufopferungsvoll betreut. Da es keine speziellen Einrichtungen für Menschen mit Behinderung gab, wurden diese zu angemessener Arbeit im Kreis der Familie angehalten, dort sozial kontrolliert, ins Leben, in die Arbeit und bei Feiern einbezogen und unterstützt. Die Verhältnisse waren nicht idyllisch, kommen aber der modernen Vorstellung einer Inklusion sehr nahe.

Wir sehen: Licht und Schatten, beeindruckende Entwicklungen und furchtbare Gräueltaten liegen dicht beieinander. Christliche Barmherzigkeit und gnadenloses Morden lebten gleichzeitig nebeneinander in unserem eigenen Land vor nur wenigen Jahrzehnten. Viel ist seither erreicht worden. Wir können stolz sein auf unser deutsches System, trotz aller Mängel. Und es bleibt viel zu tun. Wir sind nicht »fertig«, sondern wir sind weiter auf dem Weg: Behinderte und Nichtbehinderte, die einen humpeln, die anderen rennen voraus und einige rollen mittendrin. ■



TATJANA



DAISY

Förderstätte Achterbahn Netzwerk 2.0

Einweihungsfeier in Süderbrarup

Am 20. Juni 2014 wurden die neuen Einrichtungsteile »Netzwerk 2.0«, »Achterbahn« und die Förderstätte des Schwerbehindertenbereiches feierlich in Süderbrarup eingeweiht.

Gäste aus der Politik, der örtlichen Wirtschaft und der Verwaltung konnten sich einen ersten Eindruck von den neuen Arbeitsangeboten für die Beschäftigten machen. Nach einer Eröffnungsrede des Geschäftsführers und Gratulationen der Gäste wurden alle Einrichtungsteile von den Gästen erkundet. Die tollen Räumlichkeiten begeisterten die Besucher genauso wie die vorgestellten Arbeitsangebote.

Die Bewohner des Schwerbehindertenbereiches sind es nicht gewohnt, dass so viele Menschen Interesse an ihrer Arbeit zeigen und reagierten teilweise verunsichert. Dennoch konnten sich die Besucher einen schönen Eindruck vom Angebot in der Förderstätte machen. Während die Bewohnerinnen und Bewohner ihren

Aufgaben nachgingen, konnten die Gäste ihnen über die Schulter schauen.

Die Arbeitsangebote der Förderstätte Süderbrarup orientieren sich an der Arbeitswelt. Dies bedeutet, dass die Förderstätte eng mit der Werkstatt für behinderte Menschen kooperiert. Von dort werden Produktionsaufträge übernommen, die den Möglichkeiten und Interessen unserer Bewohner entsprechen. Von den Kollegen werden die Aufträge auf kreative Weise so strukturiert, dass auch von den Bewohnern des Schwerbehindertenbereiches die Aufgaben bewältigt werden können.

Zum Mittag konnten sich Gäste wie auch Bewohner und Mitarbeiter bei einer Suppe stärken und bei schönstem Wetter auch die Terrassen nutzen. ... → Seite 12



BESICHTIGUNG DER NEUEN RÄUMLICHKEITEN



GLÜCKWÜNSCHE VOM SÜDERBRARUPER BÜRGERMEISTER AN GESCHÄFTSFÜHRER STEFAN LENZ



UNTER DEN GÄSTEN: KREISPRÄSIDENT ULRICH BRÜGGEMEIER UND DER VORSITZENDE DES ST. NICOLAIHEIM SUNDACKER E.V., JOHANNES JENSEN



DIE ARBEIT DER MITARBEITER WIRD VOM GEMEINDEPASTOR GESEGNET



SPIEL UND SPASS IN DER »ACHTERBAHN«

... → **Anschließend** kam der Süderbraruper Gemeindepastor in die Wohngruppe »Achterbahn«, um dort die engagierte Arbeit mit den Menschen zu segnen. Nachdem die geladenen Gäste gegangen waren, trafen sich die Bewohner der »Achterbahn« gemeinsam mit den Eltern und Betreuern zum Grillen und ließen den Tag in gemütlicher Runde ausklingen. **Im** ehemaligen Jugendaufbauwerk ist ein vielfältiges Angebot für Menschen mit einem sehr unterschiedlichen Hilfebedarf entstanden und am 20. Juni 2014 eingeweiht worden. ■



MANUELA

»Um klar zu sehen, reicht oft ein Wechsel der Blickrichtung.«

Antoine de Saint-Exupéry

Im Rahmen eines Gemeinschaftsprojektes entwickelten die Mitarbeiter des »Netzwerk« ein Holzkreuz. Jeder Mitarbeiter gestaltete eine Holzkugel nach seinen Wünschen und Vorstellungen. So entstand ein Kreuz mit vielen Facetten und Gesichtern. So wie das Leben sich oft darstellt. Für die einen bedeutet das Leben immer eine Herausforderung. Und für die anderen bietet es unzählige Augenblicke der Freude.

Das Leben ist bunt, wie unser Kreuz. Nur die Farben müssen wir selber mischen. ■



GESCHÄFTSFÜHRER STEFAN LENZ BEI SEINER BEGRÜSSUNG



»DAS LEBEN HAT OFT ZWEI GESICHTER...«

TEXT: BRITTA VESPERMANN ■ FOTOS: MICHAEL HOLZEM, ARCHIV ST. NICOLAIHEIM

Kinder und Jugendliche treffen sich beim
2. Landesjugendkongress auf Schloss Noer

„Du bestimmst mit.“

Jedes Kind und jeder Jugendliche in Deutschland hat Rechte. Zwar ist es den meisten Kindern nicht bewusst, dass ihre Rechte auch gesetzlich fixiert sind, doch die meisten spüren bereits früh, dass sie Rechte haben.

Und viele Kinder und Jugendliche merken auch, dass sie zu unterschiedlichen Themen eine eigene Meinung haben, die sich nicht immer mit der Meinung der Erwachsenen deckt. Sie haben Ideen, wie sie ihre Umwelt gestalten oder auch umgestalten würden, und sie wollen zudem Gehör für ihre Meinungen und Ideen finden. Denn Kinder wollen mitsprechen, mitwirken, und sie wollen darüber hinaus auch mitbestimmen. Sie wollen bei Entscheidungen ein Stimmrecht haben, und zwar eines, welches den gleichen Wert wie das Stimmrecht der Erwachsenen hat, und welches ihnen die Möglichkeit gibt, eine Mitverantwortung zu übernehmen. Ja, Kinder und Jugendliche wollen zuletzt auch selbstbestimmt und allein Entscheidungen treffen, für die sie dann ebenfalls die Verantwortung tragen. Und nichts anderes kann das Ziel von Jugendhilfe sein, als Kinder auf ihrem Weg zum

selbstbestimmten Erwachsenen unterstützend zu begleiten.

Unter diesen Voraussetzungen trafen sich zum zweiten Mal etwa 80 jugendliche Teilnehmer aus 29 Jugendhilfeeinrichtungen des Landes Schleswig-Holstein auf Schloss Noer nahe Eckernförde.

Das Motto der zweitägigen Veranstaltung lautete: »Auf Augenhöhe – du bestimmst mit«, und auch der Jugendhilfebereich des St. Nicolaiheimes entsandte fünf betreute Jungen und Mädchen zwischen 12 und 17 Jahren mit zwei Betreuern zum Diskurs über die Mitbestimmung auf das Schloss.

Die Hauptthemen für die Kinder und Jugendlichen waren in diesem Jahr der Umgang mit dem eigenen Budget, also dem Taschengeld und dem Kleidergeld, sowie die Mediennutzung in der Wohngruppe. Im Hip-Hop-Workshop, beim Ausdruckstanz und -theater sowie beim Zeichenworkshop oder in Form der klas-

sischen Präsentation mit Flipcharts und farbigen Stiften setzten sich die Kinder und Jugendlichen mit diesen Themen auseinander, um ihre Ergebnisse den anderen Teilnehmern schließlich im Abschlussplenum zu präsentieren.

»Das hat allen riesen-
großen Spaß gemacht,
obwohl und weil viel
gelernt wurde«, ...

... resümiert ein Mitarbeiter der Wohngruppe »Karby am Ring«, der den fünf Betreuten des St. Nicolaiheimes beim diesjährigen Landesjugendkongress gemeinsam mit einem seiner Kollegen als Betreuer zur Seite stand. In den Workshops entstand unter anderem ein Songmitsamt Musikvideo, und bei einer weiteren Präsentation wurde durch die Teilnehmer lediglich unter Zuhilfenahme selbst angefertigter Zeichnungen kommuniziert.

Zudem wurden bereits in der Vorbereitung des zweiten Landesjugendkongresses in den Wohngruppen Schaubilder zu den Beschwerdewege innerhalb der

einzelnen Einrichtungen erstellt, anhand derer sich die Jugendlichen und Betreuer aller Einrichtungen untereinander über die unterschiedlichen Beschwerdesysteme der Einrichtungen austauschen konnten.

Sowohl die teilnehmenden Betreuten als auch ihre Betreuer ziehen ein durchweg positives Fazit aus der Veranstaltung auf Schloss Noer. Insbesondere die neuen Erkenntnisse zum Stand und zur Verfassung der eigenen Person und der eigenen Einrichtung in Bezug auf die thematisierten Fragen, aber auch genauso die praktische Erfahrung, dass die eigene Meinung gefragt ist, stehen hierbei im Mittelpunkt. Als sehr eindrücklich von den Betreuten erlebt wurden zudem generell »die interessanten Gespräche mit Jugendlichen aus anderen Einrichtungen«. Der Austausch mit anderen Jugendlichen und das Gespräch über den Umgang mit speziellen Themen in anderen Einrichtungen verhilft dabei sowohl den Betreuten als auch ihren Betreuern zu einem Mehr an Orientierung und Erkenntnis. »Besonders mit unserem Angebot durch den Psychologischen Dienst sind wir in puncto Beschwerdewege für die Betreuten ganz vorn mit dabei«, betont einer der Betreuer, der auch die regelmäßig stattfindenden Betreuten-teams, die Wahl eines Gruppensprechers, die Ausbildung von Betreuten zu Streitschlichtern sowie eine grundsätzlich offene Gesprächs- und Diskussionskultur in den Gruppen als Bestandteile des Beschwerdesystems im St. Nicolaiheim hervorhebt.

»Ich habe nicht nur
Pflichten, sondern auch
Rechte«, ...

... lautet eine bedeutende Erkenntnis, die ein Betreuer am Ende der Veranstaltung formuliert. Und als besonders auffallend beschreibt sein Betreuer, dass »viele Kinder, die ihre Rechte kennen, diese im Gruppenalltag gar nicht ausnutzen«. So wollen beispielsweise viele Jugendliche, die sich ihr Taschengeld komplett am Monatsanfang auszahlen lassen könnten, von diesem Recht gar keinen Gebrauch machen; sie ziehen es vor, sich das Geld wöchentlich zuteilen zu lassen. Denn Rechte in Anspruch zu nehmen bedeutet auch, Verantwortung für sich und sein Handeln zu übernehmen, und das ist anstrengend und will gelernt werden. Dafür bot die Veranstaltung auf Schloss Noer einen besonderen Rahmen.

Das Verhalten aller Kinder und Jugendlichen während der zwei Tage erlebten ihre Betreuer als sehr positiv: »Die Kinder waren komplett ohne Vorurteile, und jeder bekam eine Menge Respekt entgegengebracht«. Und einer der Betreuten bestätigt diesen Eindruck mit einer weiteren wichtigen Erkenntnis aus der Veranstaltung: »Konflikte kann man auch mit Worten lösen«.

In zwei Jahren soll wieder ein Landesjugendkongress auf Schloss Noer stattfinden. ■





THORSTEN



St. Nicolaheim siegt beim härtesten Ruderrennen der Welt

Am 14. September 2014 startete eine Mannschaft des St. Nicolaiheim Sundsacker e. V. beim E.ON Hanse Cup in Rendsburg: Zwei Frauen und sechs Männer nahmen am härtesten Ruderrennen der Welt teil... und siegten auf Anhieb.

Im Achterteam musste eine 2.000 Meter lange Sprintstrecke an Ruderergometern bewältigt werden. Ein Redaktionsmitglied durfte direkt am Tag nach dem Rennen drei Mitglieder des Ruderteams interviewen: Anita Geisler, Torsten Wulf und Thomas Kleine-Uthmann.

Herzlichen Glückwunsch zum Sieg! Ihr habt auf Anhieb gewonnen! Gratulation! Was habt ihr getan, damit ihr die Besten werden konntet?

Thomas: Wir haben trainiert.

Anita: Jede Woche üben wir. Wenn das Wetter gut ist, auf dem Wasser. Und

wenn es zu stürmisch ist und die Wellen zu hoch, dann gehen wir in die Halle.

Torsten: Wir gehen einmal in der Woche in den Ruderclub. Und wenn man da immer dran bleibt, dann kann man auch mal gewinnen. (Lacht.) Und manche spielen auch Fußball. Das bringt auch was für das Rudern: Die Koordination ist besser.

Habt ihr dann schon vorher mit eurem Sieg gerechnet?

Torsten: Nee, nie und nimmer. Wir hatten gar keine Hoffnung vorher.

Anita: Wir waren da das allererste Mal

und wollten mal schauen, wie es so ist.

Thomas: Wir wollten nur ein wenig Wettkampferfahrung sammeln. Und dann das: Zum ersten Mal da und gleich den Pokal abgeräumt!

Und das Wetter war nicht so gut?

Anita: Es hat geregnet.

Ihr seid im strömenden Regen gerudert?

Torsten: Nein, unsere Rudergeräte standen auf einer Bühne, und da war ein Dach drüber. Und dann gab es Kameras, die haben uns gefilmt und haben das auf einer Videoprojektionswand hinter uns groß wiedergegeben. Und so konnten die Leute sehen, wie wir gerudert sind. Die Zuschauer standen im Regen, wir waren im Trockenen. Anita: Und hinterher haben wir Grillwurst gegessen und Pommes – auch im Regen. Und alle haben Rucksäcke geschenkt bekommen. Nur reichten die nicht für alle. – Unsere sechs Männer haben sich alle ... → Seite 18





... → einen gegriffen. Und dann waren sie alle. Aber wir beiden Frauen bekommen noch welche geschickt. Die haben unsere Adressen aufgeschrieben. Und wir kriegen dann auch noch diese Rucksäcke. Die sind schön. (Lächelt.)

Gestern wart ihr noch mitten im Wettkampf und heute morgen habe ich Euch alle ohne Ausnahme an eurem Arbeitsplatz angetroffen. Wie macht ihr das, Arbeit und Sport unter einen Hut zu bekommen?

Thomas: Das ist normal.

Torsten: Wir können doch nicht schwänzen, nur weil wir gewonnen haben. Das geht schon.

Anita: Feiern tun wir später. Aber das kriegen wir hin: arbeiten und Sportler sein.

Warum macht euch das Rudern so einen Spaß? Was ist gut daran?

Anita: Man kann Erfolg haben. Ich kann etwas schaffen. Es macht mir einfach viel Freude, das Rudern.

Thomas: Man ist gut drauf, wenn man gerudert hat. Die Laune ist gut.

Torsten: Wenn man sich bewegt und zum Training geht, dann fühle ich mich einfach besser. Und vielleicht kommen ja auch noch neue Ruderer dazu. Nächstes Jahr müssen wir unseren Titel ja verteidigen, Verstärkung können wir da gut gebrauchen.

Und gab es gar keinen Ärger, gar keinen Frust, nichts Negatives?

Torsten: Nein, alles war super. Niemand hat sich geärgert. Als Thomas mal in einem Boot mit uns saß und mit den Rudern immer in der Luft gerudert hat, da war ich sauer. Er hat nicht gemerkt, dass die Ruderblätter nicht im Wasser

sind, das war ärgerlich. (Alle lachen.). Aber das kann beim Rudern am Ergometer ja nicht passieren. – Ich bin vor dem Rennen mental immer sehr angespannt. Aber dann mache ich meine Entspannungsübungen und esse eine halbe Banane ... und dann geht es immer.

Thomas: Man darf vor dem Rennen nicht zu viel essen. Ein ordentliches Frühstück und das ist genug.

Anita: ... genug Wasser trinken. Das reicht.

Ein herzliches Dankeschön für diese freundlichen Auskünfte. Viel Erfolg auch in Zukunft! Und eine herzliche Gratulation auch an die anderen fünf Mannschaftskollegen: Claudia Gianini, Bernd Stubbe, Sebastian Kaulehn, Michael Joha und Thomas Wiechmann, die heute leider nicht beim Interview dabei sein konnten. ■



KATRIN



NDR-MODERATOR JONAS FRANK
MIT RALF HUWE

Deutschland spielte in Süderbrarup gegen die USA!

Ein Interview mit Ralf Huwe vom FC Angeln
über Hagel, Rollis und Thomas Müller

Wie hat das alles angefangen?

Mit Leidenschaft! Ich habe mich für meinen Verein, den FC Angeln, beim NDR beworben. Wir wollten den größten Fernseher Deutschlands nach Süderbrarup holen und gemeinsam die Fußball-WM feiern. Und wir haben es geschafft! 3.000 Leute waren beim Public Viewing auf dem Marktplatz von Süderbrarup: Eine Riesenstimmung – ein Riesenspaß – ein Riesenerlebnis!

Was mussten Sie tun, um zu gewinnen?

Wir mussten uns bei einem 45-Sekunden-Fußballquiz, das live über den Sender ging, gegen viele Mitbewerber durchsetzen. In verschiedenen Runden musste vertrackte Fragen beantwortet werden. Und wir waren die Schnellsten und natürlich die Fachkundigsten. Vorher gab es einige Vorgespräche mit dem Sender, in denen wir uns auch super dargestellt haben. – Ein herzliches Dankeschön an meine Mitstreiter. Denn alleine kann man so ein Riesending nicht durchziehen.

Und dann regnete es an dem Tag, als das Spiel Deutschland gegen die USA in Brasilien stattfand...

Ich war so fertig! Über Kappeln schien die Sonne und bei uns regnete es wie aus Eimern. Es schüttete, es goss, es hagelte. Ich hätte heulen können. Wir hatten uns so eine Mühe gegeben. Und dann das! Wir waren pitschepatschnass beim Aufbauen. Aber um 15 Uhr kam dann die Sonne raus. Was für ein Glück! Im Nu trocknete der Platz, und dann ging es uns auch gleich besser.

Sie arbeiten als Betreuer von Menschen mit Behinderung in den Kappelner Werkstätten. Was war dort bei Ihnen los?

Ausnahmestandard! Wir hatten tagelang den Ausnahmezustand: Die Betreuten verfolgten alles am Radio, fieberten mit, feuerten uns an, waren total hungerig, halfen mit, hängten sich total mit rein! Ich habe Interviews auf der Arbeit gegeben und Autogramme! Und dann haben sie einen Anhänger geschmückt, den wir auf dem Marktplatz als VIP-Tribüne nutzen konnten. Es gab ein langes Hin- und Her – wie man sich anzieht, welches

Outfit das Beste sei, wie man sich schminkt, welches Trikot man noch kaufen sollte ... Wir hatten eine Riesengaudi – tagelang!

Und das fand ich dann eigentlich den Höhepunkt: Wir hatten uns als FC Angeln beworben, aber die ganze Geschichte weitete sich aus. Plötzlich waren wir nicht mehr nur ein paar Leute von einem Fußballverein, sondern alle machten mit. Das war schön. Behinderte und Gesunde, Sportler und Zuschauer, Vereinsmenschen und Kollegen ... es war ein einziges Durcheinander und Miteinander! Großartig! Das kann wohl nur Fußball: Diese gemeinsame Freude an einem einfachen Spiel. Denn darum geht es ja doch: Das Runde muss ins Eckige. Und ob man da einen Rolli fährt, Ingenieur ist oder Arbeiter, oder selber den Ball treten kann – egal. Die Leidenschaft zählt und verbindet!

Und wie haben Sie den Abend erlebt? Als der Regen dann vorbei war, alle Vorbereitungen abgeschlossen – als der Anpfiff kam?

Es war einfach schön! Das Spiel war ja so lala – bis Thomas Müller endlich das 1:0 reinmachte.

Aber es wurde getanzt und gejubelt, gesungen und mitgefiebert. Die Mädchengruppe des Fitnessstudios »Ladyfit« trat auf. Einer unserer Betreuten aus den Kappelner Werkstätten, Dennis Greiner, wurde interviewt, der ein paar Tage später als Mitglied der Deutschen Nationalmannschaft selbst zur Fußball-WM für Menschen mit Behinderung nach Brasilien fliegen sollte. Es gab leckeres Essen. Es war einfach ein schöner Abend und alle Anstrengungen vorher hatten sich gelohnt. Man muss sich nur mal die Fotos anschauen. Da bekomme ich gleich wieder Gänsehautfeeling. Wir hatten zusammen so einen Spaß!

Ich lese immer mal wieder was von Inklusion. Aber das war Realität. Das war echt. Das war gut. Das fühlte sich super an. Ein großes Dankeschön an alle Freunde, Kollegen, Chefs und Mitarbeiter.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre lebhaften Antworten. ■



SPITZENMÄSSIGE STIMMUNG IN
SCHWARZ-ROT-GOLD AUF DEM
SÜDERBRARUPER MARKTPLATZ





MELANIE – »MELLI«



MENSCHEN.

Ich bin ich!

So lautete das Motto des Fotoshootings, welches aus einer Idee der Fotografin Randy Kablau und mir entstanden ist.

Eine Beschäftigte aus meiner Arbeitsgruppe erzählte mir, dass sie ihrer Mutter zum Geburtstag ein Foto schenken wolle, welches sie bei einem Fotografen machen lassen würde.

Da ich die Fotografin Randy Kablau als eine sehr offene und fröhliche Person kennengelernt hatte, empfahl ich ihr, sie aufzusuchen. Sie würde bestimmt schnell Vertrauen zu ihr fassen können und sich dann in der Situation nicht unwohl fühlen.

Nach dem Shooting kam sie über das ganze Gesicht strahlend zur Arbeit und erzählte, wie toll es gelaufen sei, dass es ihr viel Spaß gemacht habe und dass ich recht hätte, dass die Fotografin sehr nett sei und man keine Angst zu haben bräuchte. Zirka zwei Wochen später zeigte sie uns dann ganz stolz ihr schönes Bild.

Randy Kablau und mir kam daraufhin die Idee, daraus ein Projekt zu entwickeln und den Beschäftigten in der Werkstatt

für einen fairen Preis ein tolles Erlebnis, nämlich an einem professionellen Fotoshooting teilzunehmen, zu ermöglichen.

Wir wollten ihnen mit den Fotos zeigen, wie hübsch sie sind und dass sie etwas Besonderes sind, auch um dadurch ihr Selbstvertrauen zu stärken.

Jeder für sich ist eine eigene Persönlichkeit, welche mit einem persönlichen Gegenstand, den jeder zum Shooting mitbringen sollte, noch einmal unterstrichen werden sollte. Dieser individuelle Gegenstand wurde dann zusätzlich farblich hervorgehoben, um den persönlichen Bezug dazu deutlich zu betonen. So wurden die Bilder in schwarz-weiß bearbeitet und der persönliche Gegenstand gab dem Bild den speziellen Farbklecks!

Für mich war dieses Fotoshooting eine sehr schöne Erfahrung! Es war toll, die einzelnen Personen vor der Kamera zu erleben. Einige hatten zu Beginn Angst und wirkten sehr zurückhaltend, wurden jedoch ziemlich schnell locker und zeigten ihr wahres, wunderschönes »Ich«, was die Bilder so besonders und einzigartig macht!

Als die Fotos dann endlich fertig waren, war die Freude groß! Die Bilder wurden strahlend in Empfang genommen und stolz in der Arbeitsgruppe und zum Feierabend am Busparkplatz gegenseitig herumgereicht.

Der krönende Abschluss des Fotoprojekts war eine Fotoausstellung mit ca. 15 bis 20 Bildern. Diese wurde am 10. Oktober 2014 zur Jubiläumsfeier der Werkstatt eröffnet. Das Ziel dieser Ausstellung war, zu zeigen, was für tolle Persönlichkeiten in der Werkstatt für Menschen mit Behinderung arbeiten und wie unterschiedlich und individuell sie alle doch sind.

Mein Wunsch ist, dass diese wundervolle Ausstellung unter dem Motto: »Menschen. Ich bin ich!« auch in die Öffentlichkeit gelangt. Die Bilder sind sehr aussagekräftig, jede einzelne Person strahlt etwas ganz Besonderes und Einzigartiges aus! ■



